

Die Zeit nach der Pandemie – Die Zeit für Inventur

Which are the main social, ecological, economical and social long term consequences and challenges of the pandemic for our societies

Dipl.pol. Martina Wasserloos, President auf WCRC Europe

Die Coronapandemie hat uns mit uns selbst konfrontiert. Wer sind wir? Wir als Individuen, wir als Gesellschaft, wir als Christinnen und Christen? Jetzt - eineinhalb Jahre nach dem Ausbruch der Pandemie - haben wir Erfahrungen gemacht, die unser Leben verändert haben. Mein Input heißt: **„ Which are the main social, ecological, economical and social long term consequences and challenges of the pandemic for our societies?**

Um es gleich zu Beginn zu sagen – ich glaube, dass es noch viel zu früh ist, auf alle diese Fragen angemessene Antworten zu finden. Im Augenblick sind wir noch dabei zu sortieren, was wir erlebt haben, wie das auf uns gewirkt hat und welche Konsequenzen wir daraus ableiten. Wir schauen mit Verwunderung auf manches, was wir gedacht und getan haben in den letzten Monaten. Ein deutscher Minister hat zu Beginn der Krise den bemerkenswerten Satz gesagt: „Wir werden uns viel zu verzeihen haben!“ Und damit haben wir noch gar nicht angefangen. Realistisch betrachtet ist die Pandemie ja auch noch nicht überwunden. In vielen Ländern der Welt wütet das Virus weiter, sterben Menschen, ist Impfstoff nicht verfügbar. So ist die Sicht auf die long-term consequences notwendigerweise nur ein europäisch geprägter Ausschnitt einer globalen Gesamtschau.

In einem Interview mit der „Zeit“ hat der Pandemiehistoriker Martin Snwoden gesagt: **„Covid-19 scheint tatsächlich eine transformative Seuche zu sein. Sie hat bereits gezeigt, dass sie in der Lage ist, die Wirtschaft und das tägliche Leben der Menschen zum Erliegen zu bringen. Ich halte es weder für möglich, noch für wünschenswert, zur alten Normalität zurückzukehren. Denn die alte Normalität hat uns in diese missliche Lage gebracht. Wir sollten die Pandemie als Pforte betrachten, durch die wir zu etwas Besserem gelangen können (...).“¹**

1. Normalität und das Exil

Das, was „Normalität“ vor der Covid-Krise bedeutete, war eine Art gesellschaftlicher Konsens – je nachdem wo, durchaus heterogen, aber jedenfalls doch als eine Form der gewöhnten und eingeübten Übereinkunft. Normalität bezeichnet das Selbstverständliche in einer Gesellschaft, das nicht mehr erklärt und über das nicht mehr entschieden werden muss. Dieses Selbstverständliche betrifft soziale Normen und konkrete Verhaltensweisen von Menschen. Am Anfang der Pandemie war es in den europäischen Gesellschaften relativ klar, was jeweils „normal“ ist. Die „Normalität“ der vorpandemischen Gesellschaft gab zumindest in den säkularen Gesellschaften Westeuropas in hohem Maße Raum für Individualismus und unabhängige Lebensgestaltung – mit allen Risiken der Überforderung, die das auch mit sich bringt. Es war viel die Rede von Selbstoptimierung und von der Verantwortung für die eigene Lebensführung. Jeder und Jede waren die Architekten des eigenen Lebensentwurfs, verantwortlich dafür, dass er gelingt. In vielfacher Hinsicht war das eine Kultur des Einzelkämpfertums. In dieser Situation war „Normalität“ auch eine Vorstellung von Unverwundbarkeit. Natürlich – Krankheiten, Unfälle, Scheitern waren real, aber auf keinen Fall eine Anfrage an ganze Gesellschaften. Seuchen, existentielle Bedrohungen, Notstandsgesetze spielten sich auf anderen Kontinenten ab. Demokratische Systeme waren kaum hinterfragbar in ihrer Würde und Haltbarkeit - soziale Sicherungssysteme in vielen europäischen Ländern fest verankert. Mit dem

¹ <https://www.zeit.de/gesellschaft/2021-02/frank-snowden-historiker-pandemien-corona-virus-menschheit-gesellschaft-globalisierung/seite-3>

Ausbruch der Pandemie aber war diese „Normalität“ in Quarantäne geschickt. Es kam die Krise und damit der Einbruch des „Unnormalen“ in die Normalität. Die Pandemie erwies sich bald als ein lebendiges Zeugnis für den Mangel an Kontrolle, für die globale menschliche Verwundbarkeit. Der Verlust der Normalität und der Einbruch der Krise sorgten in großen Teilen der Öffentlichkeit umgehend für kritische Rezeption und die Sorge, das Leben unter Pandemiebedingungen, seine Regelungsbedarfe und Erfordernisse, werde nun zur „Neuen Normalität“ und sei damit ein Surrogat für das Althergebrachte, das „Normale“ eben. Aber schon sehr bald war auch klar: Distanz, Isolation, das Tragen von Masken, Ausgangssperre, Reisebeschränkungen, die Angst vor Ansteckung und Sterben sind eben nicht „Neue Normalität“ sondern Krise. Ausnahmezustand. Michel Foucault hat in seiner Theorie des Panoptismus erklärt, was das bedeutet: Die pandemische Krisensituation stärkt eine rationale Verwaltung, etabliert autoritären Zugriff auf das Individuum, zugleich aber auch paternalistische Effekte von Erziehung und Selbsterziehung, sanitäre Vorschriften und hygienische Ratschläge, deren Befolgung sozialer Kontrolle unterliegt, die aber wiederum auch den -Individuen zur zweiten Natur werden. Sie etablieren Gesundheitsinstitutionen vom Pesthaus über die Klinik bis zum Sanatorium, später auch Forschungseinrichtungen, und während der Epidemien und in ihrem Nachgang gehen, so Foucault, sozialer Fortschritt und autoritärer Verwaltungsstaat ein seltsames Bündnis ein.²

Für viele Menschen zeigte sich das in den letzten eineinhalb Jahren in der Erfahrung, dass Grenzen plötzlich geschlossen, Distanz und Isolation gesetzlich verordnet, kontrolliert und bei Nichteinhaltung gar bestraft wurden. Eine dystopische Erfahrung, aber keine dystopische Realität. Eine Krise muss überwunden werden und wohin die Überwindung führt, ist zwar zunächst unklar – im Begriff angelegt ist aber die Idee einer kollektiven Anstrengung, die zur Verbesserung der Situation führen soll.

2. Die mehrdimensionale Krise

Die Covid-Krise ist eine mehrdimensionale Krise. Sie betrifft nicht nur etwa „die Wirtschaft“, oder „den Alltag“ – also Rituale und Gewohnheiten - oder das „politische System“, sondern sie ist eine Tiefenkrise³, sie greift radikal in unser Leben ein: in politische Entscheidungen, Kommunikation und Wirtschaft, in globale Systeme, Kultur, Technologie und Wissenschaft. So umfassend und total die Krise alle menschlichen Bereiche erfasst hat, so ist ihr Echoraum. Menschen und Gesellschaften erleben die Krise mental, ökonomisch, sozial und global. Sie haben im alten „Normalen“ keine Strategien entwickeln können, weil die Krise nach den Parametern der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu erwarten, nicht aber zu berechnen gewesen ist. Alle Planspiele, die Pandemie betreffend, waren doch immer nur Planspiele⁴ und insofern nicht belastbar und schon gar nicht geeignet, Milliarden locker zu machen – auf eine theoretisch beschriebene Eventualität hin. Das Wesen der Tiefenkrise hat Albert Camus in seinem Buch „Die Pest“ schon vor 70 Jahren beschrieben. Er entwickelt für die tiefendimensionale Krise das Bild vom Exil: **„So brachte die Pest unseren Mitbürgern als erstes das Exil.“ Schreibt er und später „Weil die Plage das Maß des Menschlichen übersteigt, sagt man sich, sie sei unwirklich, ein böser Traum, der vergehen wird.“** Und so ist es auch mit der Corona-Pandemie. Sie hat uns als erstes ins Exil gesetzt und damit ist nicht der Ort weit weg gemeint, sondern das Exil von dem, was wir früher „normal“ fanden. Und wie funktioniert so ein Exil?

² Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1994,

³ Horx, Matthias: Die Zukunft nach Corona. Wie eine Krise die Gesellschaft, unser Denken und unser Handeln verändert. Berlin 2020

⁴ Ebd.

Man sucht es nicht freiwillig auf. Man kann nicht ohne weiteres zurück. Und wenn man zurückkommt, ist nichts, wie es vorher war. Das macht etwas. Nach der Krise kann es kein Zurück in die vormalige „Normalität“ geben. Genau an dieser Stelle beginnt das Neue. Die neue Normalität, die wir uns erarbeiten müssen. Man muss nicht gleich unterstellen, dass Gesellschaften traumatisiert sind nach dem Einbruch des Unnormalen; das hängt sicher auch davon ab, welche Bewältigungsstrategien sie entwickelt haben. Dennoch wird allein das Vorhandensein des neuen Narrativs „Corona“ – die Erzählung von der Krise - etwas verändern.

Von diesem Narrativ hängt nicht unwesentlich ab, wie das Leben nach der Krise, die „Neue Normalität“, gelingen wird.

Zur Covidtiefenkrise gehört zuerst und vor allem die Erfahrung der Distanz, der Entfremdung und des neuen Wording. Das Leben in dieser Krise war zunächst ungewohnt und fremd. Oft sogar verstörend. Wer entschied, auf welcher Grundlage? In Deutschland: Wie kann es sein, dass elementare Sicherheiten der Verfassung außer Kraft gesetzt werden können, wo wir doch gelernt haben, dass es sich bei den Artikeln der Verfassung um Schutzrechte gegen den Staat handelt? Selbstverständliche Rituale waren betroffen. Das Lächeln bei der Begrüßung. Der Handschlag. In der Tiefenkrise hat Corona die Beziehung zur Welt verändert. Während der Krise haben wir desinfiziert. Unsere Umgebung. Kontaktflächen. Unsere Hände. Das Virus hatte sich unserer Welt bemächtigt bis hin zu Türklinken und Waschbecken. Alles, was uns selbstverständlich war, stand unter dem Vorbehalt der Infektionsgefahr. Berührung - totbringend. Geselligkeit, Sport, Gemeinschaft, Gottesdienst. Ein neues Wording greift um sich.

Homeoffice. Lockdown. Inzidenz. Übersterblichkeit. Reproduktionszahl. Maskenpflicht. Abstandsregel. Das Virus hat uns heimatlos gemacht. Natürlich haben wir reagiert und sogar schnell reagiert: Die Digitalisierung hat ungeahnte Möglichkeiten des Kontakts eröffnet. In Kürze waren wir alle in der Lage, uns digital zu treffen, voneinander zu hören und uns wahrzunehmen und das weltweit in einer Qualität und Intensität wie nie zuvor. Zu Beginn, war das fremd und wir haben die präsentischen Treffen vermisst. Jetzt sind wir so weit, dass uns bewusst ist, dass wir zwar auf echte Begegnungen auf keinen Fall verzichten können und wollen, dass aber manche lange Fahrt für eine kurze Sitzung auch nicht mehr nötig ist. Wir haben in Turbogeschwindigkeit neue Dinge gelernt, die wir jetzt zur Hand haben, um neue Normalität zu gestalten. Es war für mich eine bewegende Erfahrung, als wir in der Weltgemeinschaft mittels digitaler Vernetzung von der Erkrankung unseres Bruders in Brasilien - mit dem wir kurz vorher noch Zoomsitzungen hatten – erfuhren. Bewegend war es, weil wir aus der ganzen Welt Reaktionen hören konnten: „ich liege auf den Knien vor Gott“ aus Kanada, „Herr, hilf unserem Bruder“, aus Namibia, „stärke seine Familie“, aus Tschechien, „gib ihm Luft zum Atmen“, aus Südafrika.

Nach eineinhalb Jahren Covid-Krise bin ich dennoch vorsichtig damit, zu beschreiben, was wir in Pandemiezeiten gelernt haben. Der Vorhang zwischen Krise und Neuer Normalität öffnet sich erst allmählich und was wir genau erblicken ist noch nicht deutlich.

3. Die Rolle der Kirchen in der Pandemie und was wir für die Zukunft lernen könnten, wenn wir wollten

In vielen Zoomsitzungen und digitalen meetings haben wir uns als kirchliche MitarbeiterInnen darüber ausgetauscht, was es bedeutet, wenn Gottesdienste abgesagt, Singen verboten, Hausbesuche nicht möglich sind. Wenn Seelsorge keine Nähe möglich macht oder neue Formen der

Nähe erfunden werden müssen, von denen wir nicht wissen, ob sie gelingen. Wir haben gelitten, als unsere Kirchen geschlossen waren, wir haben innerlich rebelliert, wenn wir nicht singen durften. Viele von uns haben digitale Formate entwickelt, ihre Gemeindeglieder angerufen – der distanzierten Kreativität waren keine Grenzen gesetzt. Und viele von uns haben am Rande der Belastbarkeit gearbeitet. Aber: Während, zumindest in Deutschland, großer Katzenjammer bei der Frage entstand, ob Kirchen systemrelevant seien, also eine Sonderrolle hätten und nicht behandelt würden, wie ein x-beliebiger Verein, gingen ganze Kirchenleitungen in Quarantäne, waren nicht mehr erreichbar oder im Homeoffice, erfüllten Kirchengemeinden ein Übersoll an Anpassung an die Vorschriften, machten ihre Häuser zu und schwiegen gleichzeitig dazu, wenn alte Menschen monatelang isoliert von ihren Angehörigen lebten, eingesperrt und keineswegs danach befragt, was eigentlich ihre eigene Meinung zum Thema Leben und Tod sei. Ich höre von vielen Betroffenen und Angehörigen Geschichten, in denen elementare Gesten der Menschlichkeit institutionell untersagt worden sind. Und ich habe nicht gehört, dass die Kirchen sie eingefordert hätten. Kirchen haben oftmals ihre Systemrelevanz darin zum Ausdruck gebracht, dass sie das System auch da geschützt und gestützt haben, wo Widerstand nötig gewesen wäre – für die Menschlichkeit - und sie haben öffentlich erklärt, dass dies alles „zu unserem Besten“ geschehe! **„Pauschalierende Herzlosigkeit“** nennt das der Kolumnist der Süddeutschen Zeitung, Heribert Prantl.⁵ Wir kennen alle diese Geschichten, von den Menschen, die im Krankenhaus allein gestorben sind, betreut von Personal in Plastikanzügen und Maske. Von dem alten Mann, der sich nach 60 Ehejahren nicht von seiner sterbenden Frau verabschieden durfte. Wir kennen die Geschichten von Seniorinnen und Senioren, die vor der Pandemie froh und munter waren und nun ihre Kinder nicht mehr erkennen, weil die Einsamkeit eine entstehende Demenz beschleunigt hat. Rückblickend war die Pandemie eine Nagelprobe für Wächteramt und Freiheit der Kirche. Eine Nagelprobe, die wir nicht bestanden haben. Wir haben Notlösungen gefunden und uns über die Runden gerettet. Wir haben über Maskenpflicht im Gottesdienst diskutiert, aber wir waren oft kein Fels in der Brandung, keine sichere Bank für Menschlichkeit, kein Anwalt für Menschenwürde. Danach gefragt, welche Herausforderung diese Erfahrung für das Leben in der Neuen Normalität bedeutet, müssen wir uns eingestehen, dass es Zeit ist, Inventur zu machen. Wie übrigens jede tiefgreifende Krise eine Inventur ermöglicht und sogar empfiehlt. Dr. Dimitris Boukis hat die Aufgabe der Kirche in Zeiten der Pandemie und darüber hinaus in einem Beitrag zum Discernment Prozess der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen beschrieben: **„Die Chance, Dinge besser zu machen, also nicht“ tönicht zu sein und zu verstehen, was der Wille des Herrn ist“ für die Zeit nach Covid.19, sollte uns dazu bringen, unsere alte Situation hinter uns zu lassen und als Seine Kirche die Existenz neu anzunehmen.“** In Dietrich Bonhoeffers Worten: **„Der Zöllner musste seinen Stand und Petrus seine Netze verlassen, um Jesus zu folgen. Nach unserem Verständnis hätte es auch damals schon ganz anders sein können. Jesus hätte dem Zöllner neue Gotterkenntnis geben und ihn in seiner alten Situation belassen können. Wäre Jesus nicht der menschgewordene Sohn Gottes, dann wäre das möglich gewesen. Aber weil Jesus der Christus ist, muss von Anfang an klar sein, dass sein Wort keine Lehre ist. Vielmehr schafft es die Existenz neu.“**⁶

4. Bridge over troubled water

Die Covid-Krise hat in vielfacher Hinsicht auch die Frage nach Vertrauen und Gemeinschaft in Europa aufgeworfen. Die Tatsache, dass nach dem Fall des Eisernen Vorhangs dieses Europa bestenfalls und - wenn überhaupt - schief zusammen gewachsen ist, ist nicht neu und hat historische und kulturelle

⁵ Prantl, Heribert: Not und Gebot, Grundrechte in Quarantäne. München 2021.

⁶ Bonhoeffer, Dietrich: Nachfolge. Gütersloh 1989

Gründe; manches lässt sich ableiten, vieles ist Stimmungsmache – es ist ein schmerzhafter Riss durch Europa. Das wurde besonders sichtbar in der Art und Weise, wie die Staaten in Ost- und Mitteleuropa mit der Krise umgegangen sind. Nicht selten suchten die rechtspopulistischen Parteien Sündenböcke für die Krise – Migranten, Muslime oder die Krise wurde bagatellisiert und als Erfindung des Westens abgetan und eine ganze Weile auch verharmlost, wie vom belarussischen Staatschef Lukaschenko, der Wodka und Saunagänge gegen das Virus empfahl. Wo Impfstoff bestellt wurde, das war eine Aussage darüber, wem vertraut wird. So hatte Ungarn in Russland zwei Millionen Dosen Sputnik V und in China fünf Millionen Dosen des Präparats Sinopharm⁷ bestellt. Das alles offenbart ein tiefes Misstrauen gegen die Institutionen der EU und eine grundsätzliche Tendenz sich zu distanzieren und eigene Wege zu gehen – bis dahin, dass etwa Victor Orban trotz eskalierender Inzidenzen die Annahme von EU-Hilfen an politische Bedingungen geknüpft hat. Sandor Fazakas beschreibt das als „populistische Demokratie“, die, zutiefst antipluralistisch, bewusst ein Gegenmodell zu den westlichen Demokratieentwürfen darstellt. Fazakas beschreibt das als „rückwärtsgewandte Utopie“ eine „Festlegung auf eine romantisierte, unhistorische, ideale Welt“.⁸ Das Signal ist: Wir lassen uns nicht bevormunden, schaffen es auch ohne Euch – weil wir stark sind und in starken Staaten leben. In der Covid-Krise ist diese Haltung so etwas wie Staatsdisziplin geworden. In einigen Ländern Osteuropas dienten die Maßnahmen gegen Covid 19 by the way dazu, massiven Einfluss auf die Presse- und Meinungsfreiheit zu nehmen.⁹ Der Riss zwischen den Ländern in Mittel- und Osteuropa und den Ländern Westeuropas ist eine schmerzhaft Trennung und Teilung, die seit der Covid-Krise noch tiefer geworden ist und noch schmerzhafter. Es wird eine Herausforderung werden, Brücken zu bauen, Bridges over troubled water und zu einem neuen Verständnis zu finden, das möglicherweise auch unser westlich geprägtes Selbstverständnis betrifft. Als Kirchen mit unserem enormen ökumenischen Reichtum, unseren Verbindungen und Kontakten, mit den Menschen guten Willens, können wir hier Vorbilder sein. Wir können Räume schaffen, in denen Gespräche möglich sind und diejenigen unterstützen, die sich für ein gemeinsames Europa einsetzen. Dazu brauchen wir Augenhöhe und Gesprächspartner, die sich auf diesen Diskurs einlassen. Aber wir müssen auch selbst offen dafür sein. Als Kirchen können wir die Narrative der gelingenden, offenen, zugewandten und so vielfältigen Gemeinschaft in einen nächsten Versuch eintragen, gemeinsam Europa zu sein.

5. Immunitas versus communitas

In der Krise auf die zu blicken, die besonders gefährdet sind, die sogenannten Vulnerablen zu schützen, ist eine zivilisatorische Leistung. Dass der Schutz der Schwachen so schnell und ohne lange zu fackeln gesellschaftlicher Konsens wurde, darauf können wir stolz sein. Überhaupt hat die Krise an vielen Stellen gezeigt, dass Menschlichkeit kein Auslaufmodell ist. Ich bin auch nicht der Meinung, dass das Klatschen und Singen für Pflegende nur ein quasi lächerliches Almosen ist. Das war ein ermutigendes Zeichen dafür, dass die Menschen zusammenstehen. Die Frage der Entlohnung und finanziellen Anerkennung ist zu klären, mindert aber das offene Zeichen der Solidarität in der Gemeinschaft überhaupt nicht. Aber – in der Unübersichtlichkeit der Lage und völlig ungeübt in Pandemien wurden auch Entscheidungen getroffen, die wir heute kritisch sehen müssen und die uns

⁷ <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/121131/Ungarn-startet-Impfungen-mit-Sputnik-V>

⁸ Fazakas, Sandór: Vortrag gehalten in Hannover (Kirchenamt der EKD) am 14.05.2019 in Evangelische Konferenz für Mittel- und Osteuropa: „Der Umgang der Kirchen in Europa mit Nationalismus und Populismus“ Evangelische Konferenz für Mittel- und Osteuropa

⁹ Ost-West Europäische Perspektiven. Corona und die Folgen: Soziale Verwerfungen in Mittel- und Osteuropa. 168ff., 22. Jahrgang 2021, Heft 3., renovabis

sicher noch intensiv beschäftigen werden – darüber habe ich bereits gesprochen, als es um die Rolle der Kirchen ging. An manchen Stellen können wir uns nur fragen – wieso konnten wir das akzeptieren und zulassen? Die Menschenwürde wurde nicht selten mit Verweis auf den geltenden „Notstand“ als Bremsklotz für Entscheidungen betrachtet – oder gleichgesetzt mit „Gesundheitsschutz“. Oder – so beschreibt es Stefan Dinges¹⁰ für einige - nicht alle - Pflegeeinrichtungen in Österreich: Aufgrund der Pandemie wurden die Treffen der Ethikräte ausgesetzt, ethische Entscheidungen in die erlernten Routinen des Personals übertragen, Entscheidungen auf der Mikroebene getroffen. Es wurde getan, was der Sache – hier dem Lebensschutz der Schwachen - diente und dabei in Kauf genommen, dass „nützlich“ keinesfalls automatisch „gut“ ist – und gefragt wurden die Betroffenen auch nicht. **„Nacktes Überleben“ wurde mit „sozialem Tod“ erkaufte - so nennt es Ulrich Körtner.**¹¹ Es wird in Zukunft viel davon abhängen, mutig die Möglichkeiten auszuloten und vielleicht sogar Risiken einzugehen, um die Menschenwürde zu schützen. Freiheit und Verantwortung dürfen nicht als Gegensätze verstanden werden. Zur Menschenwürde gehört auch die Freiheit, selbstbestimmt ein Risiko für das eigene Leben einzugehen und Sterben in Kauf zu nehmen. Ich bin mir nicht sicher, aber es kommt mir so vor, als wäre das ein Grundelement des Schutzes der Menschenwürde: dass dabei Risiken eingegangen und riskante Entscheidungen getroffen werden. Neben der Betrachtung dieser Frage hat die Pandemie mit der Zeit aber auch noch andere Konflikte an die Oberfläche gebracht. Hier ist auch die Rolle der medialen Vermittlung zu hinterfragen. Ingo Reuter weist darauf hin, dass etwa die Zürcher Zeitung mehr als einmal den Schutz der Marktwirtschaft gegen den Schutz der Risikogruppen ins Feld geführt hat.¹² Und die Diskussion darüber, wieso alte „nutzlose“ Menschen zuerst und erst dann junge Verdienner geimpft werden sollen, mag uns noch in den Ohren klingen. Dass wir uns darüber verständigen müssen, wie der Schutz der Vulnerablen gewährleistet werden kann, ohne diese vollkommen zu entmündigen, ist deutlich. Wir werden auch daran arbeiten müssen, dass die Risse durch die Gesellschaft, die durch Entscheidungen in der Krise, vielleicht sogar unvermeidlich entstehen, die Gesellschaft nicht dauerhaft spalten.

6. Klima und Gerechtigkeit

Die Frage, inwieweit die Pandemie einen Einfluss auf das Klima oder die Klimadebatte hat, ist oft gestellt worden. Krisentheoretiker haben schon früh erkannt, dass es einen Unterschied gibt zwischen einer Krise, die in das Leben "einbricht", und einer Krise, die schleichend auftritt und auf lange Sicht wie ein langsam wirkendes Gift tötet. Wir haben jedoch in der tiefen Krise gelernt, dass es möglich ist, schnell und effizient zu reagieren. Wenn nötig, können wir das. Die Frage ist: Wie viele Ressourcen werden Politik und Gesellschaft aufbringen, um die Krise zu bewältigen? Die Maßnahmen während der COVID-19-Krise führten zu radikalen Einschränkungen wirtschaftlicher, kultureller, politischer und alltäglicher Prozesse. Die Politik musste angesichts der Ansteckungszahlen schnell reagieren und befindet sich seither im Abwägungsmodus und setzt enorme Ressourcen ein, um negative Auswirkungen einzudämmen. Als Christen bedeutet Nachfolge, das Alte zu verlassen und Jesus in der notwendigen Veränderung zu folgen. Dass dies nicht auf Kosten anderer gehen darf, ist klar - wir sind seit langem geübt in der Frage, was "Leben in Fülle für alle" bedeutet - auch wenn wir manchmal sehr flexibel in der Auslegung sind. Professor Ulrich Brand, Politikwissenschaftler aus Wien, hat es in einem Interview auf den Punkt gebracht: **"Ich wünsche mir einen Transformationsprozess, der fair ist und nicht auf dem Rücken derer ausgetragen wird, die ohnehin**

¹⁰ Kröll, Wolfgang, Platzer, Johann, Ruckebauer, Hans-Walter, Schaupp, Walter (Hrsg.): „Die Corona-Pandemie“, Ethische, gesellschaftliche und theologische Reflexionen einer Krise, Baden-Baden 2020

¹¹ Ebd. S. 348

¹² Reuter, Ingo: Ansteckung, das Fremde in viralen Zeiten, Würzburg 2020.

wenig Einfluss und Alternativen haben. Der Staat muss seine Abhängigkeit vom Wirtschaftswachstum überwinden, die Sozialpartnerschaft muss sich erneuern. Wir sollten aus der Corona-Pandemie lernen, dass die Daseinsvorsorge wichtiger ist als immer größere Autos. Und wenn wir Gerechtigkeit global denken, brauchen wir andere Regeln. Ich wünsche mir eine Weltwirtschaft, in der nicht die Interessen von Investoren und Vermögenden in tendenziell reichen Ländern dominieren, sondern in der die Länder des globalen Südens, die Menschen dort und der Naturschutz einen hohen Stellenwert haben.“¹³

7. Da, wo es wirklich nicht weitergeht, ist Haltung gefragt!

Der Diskurs darüber, welche Einschränkungen der individuellen Freiheit akzeptabel sind und unter welchen Voraussetzungen, ist intensiv geführt worden. Und ja, es war nicht leicht zu akzeptieren, dass das Infektionsschutzgesetz plötzlich auf Ewigkeit festgeschriebene Grundrechte „kassieren“ konnte. Dabei wird allerdings häufig übersehen, dass diese Einschränkungen drei Voraussetzungen haben. Sie dürfen nur durch eine vom Volk legitimierte Institution/Autorität erfolgen, sie müssen der Kontrolle unterliegen und sie müssen zeitlich befristet sein. Die Reaktion mancher Menschen auf die politischen und ethischen Entscheidungen während der Krise bleibt bis heute befremdlich. Was wir als „Verschwörungstheorien“ bezeichnen, verweist auf eine tiefe Verunsicherung und destruktive Potenz, die auf längere Sicht gesehen nicht ungefährlich für unsere Demokratien sind. Ohne im Detail auf alles einzugehen, was Querdenker und Coronaleugner in den letzten anderthalb Jahren an überdrehten Weisheiten produziert haben – es steht fest, dass sie damit zur Verunsicherung und vor allem zur Spaltung der Gesellschaft beigetragen haben. Die Anhänger der Verschwörungstheorien stammten aus den unterschiedlichsten politischen Lagern, aus der Kunstszene und der Linken, aus der bürgerlichen Mitte und der Rechten. Letztere haben sich in geradezu genialer Weise zu den „Hütern des Parlamentarismus“ aufgespielt, indem sie die Rechtmäßigkeit politischer Entscheidungen, die nicht parlamentarisch bestätigt waren, grundsätzlich in Frage gestellt haben. Ein wirklich schäbiges Spiel! Die gesellschaftliche Polarisierung wurde dann besonders schmerzhaft, wenn berechtigte Kritik oder auch nur Anfragen an Entscheidungen pauschal diskriminiert wurden. Auch das hat dazu beigetragen, dass das Klima in der Gesellschaft sich verändert und nicht selten die Haltung „wer nicht für mich ist, ist gegen mich“ Oberhand gewonnen hat. Wir werden sorgsam und liebevoll mit denen umzugehen haben, die sich verunsichert und suchend aus dem gesellschaftlichen Konsensbereich begeben haben. Wir werden mit allem Nachdruck die Grundlagen unserer Demokratien zu vertreten haben, wo politische Spitzbuben plötzlich Oberwasser bekommen. Und wir werden unnachgiebig gegen diejenigen zusammenstehen müssen, die ihr Gift in Gestalt von Lügen und Denunziation verbreiten.

8. Schluss

Während des Lockdowns mehrten sich die Stimmen, die plötzlich Gefallen an der Entschleunigung fanden. Die die Stille auf den Straßen genossen, wie ein Konzert und die schon ganz früh die Ansicht vertraten, dass dies nun – auch im Hinblick auf die Klimafrage - die angemessene Lebensform sein müsse. Ich bin nicht optimistisch, was das angeht. Zum einen scheint mir dies durchaus das Wunschdenken derjenigen zu sein, die mit viel Wohnfläche und Garten alle Möglichkeiten haben, den Lockdown als interessanten Versuch für einen neuen Lebensentwurf zu zelebrieren. Zum anderen sehen wir ja schon jetzt, dass die Städte und Straßen wieder voll sind und dass an manchen

¹³ <https://medienportal.univie.ac.at/uniview/wissenschaft-gesellschaft/detailansicht/artikel/die-vergessene-krise-klima-im-schatten-von-covid-19/>

Stellen, der Unterschied zur „Zeit vor Corona“ kaum noch sichtbar ist. Dennoch hat sich etwas geändert und wie weit diese Veränderung in die Seelen von Kindern und Jugendlichen, von alten Menschen und ihren Angehörigen eingedrungen ist, wird erst die Zukunft zeigen. Was wir auf jeden Fall in der Krise entdecken konnten, war, dass es möglich ist, gemeinsam etwas zu schaffen. Ich meine damit nicht nur, die Solidarität mit den Schwachen, die wir vielerorts erlebt haben. Es ist vielmehr die grundlegende Feststellung, dass wir über Solidaritätsressourcen verfügen, mit denen wir im Spätkapitalismus gar nicht mehr gerechnet hatten. Damit nicht genug, in den - wenn auch räumlich distanzierten - Gesprächen mit vielen Menschen hat sich gezeigt, dass es nicht nur die ethische Orientierung ist, die in Zeiten der Tiefenkrise gefordert wird. Es ist die Frage nach dem gerechten oder ungerechten Gott; es ist die Frage nach dem WARUM der Krise; es ist die Erfahrung, dass die spirituellen Fragen des Lebens unabhängig von bestehenden politischen Systemen und ihrem Zustand gestellt werden können und müssen. Zu den Herausforderungen, denen wir uns nach der Tiefenkrise stellen müssen, gehört auch das Eingeständnis der eigenen Ungewissheiten. Ein lieber Freund, dem ich diesen Text vorab zu lesen gegeben habe hat mir darauf geschrieben: „Warum die Krise - als theologische Frage: Kann da nicht nur Unsinn rauskommen? Als biologische Frage, soziologische Frage, usw. finde ich das fruchtbar. Aber theologisch-ethisch kann m.E. die Frage nur sein: Was bedeutet Nächstenliebe in dieser Krise? Was bedeutet Barmherzigkeit? Was Gerechtigkeit? Vielleicht gerade noch: Was bedeutet Gottesgegenwart?“

Und lassen Sie mich hinzufügen: Was bedeutet "Christus nachfolgen", wie Dietrich Bonhoeffer es uns in Erinnerung ruft?

Die jüdische Philosophin Hannah Arendt sah die größte Gabe des Menschen in der Fähigkeit zum Neuanfang. In ihrem Buch "Vita activa"¹⁴ beschreibt sie, dass jede Generation die Chance hat, nicht nur rückblickend, sondern ganz neu zu beginnen.

Auch wenn die erlebte Realität jetzt schon zeigt, dass viele Menschen ein großes Bedürfnis haben, in die alte Normalität zurückzukehren, das Erlebte zu vergessen, vielleicht sogar zu verdrängen: Wenn sich der Vorhang zwischen der Krise und der neuen Normalität hebt, werden wir Chancen bekommen, neu anzufangen und das Alte auf seine Bedeutung und Wichtigkeit für uns zu überdenken - wir können, wenn wir wollen.

¹⁴ Arendt, Hannah: Vita activa, oder vom tätigen Leben. München, 2007.

